

Regungs-Preis
In Halle und Umgebungen 2,50 A.
Nur die Post bezogen 3 A. für halbes
Jahr. Die halbes Jahr
erhalten monatlich 1 A.

Halle'sche Zeitung.

Anzeige-Gebühren
In der Halle'schen Zeitung
werden alle Anzeigen
nach dem Inhalt des
Blattes zu 1/2 A. für die
erste Zeile und 1/4 A. für
jede folgende Zeile
berechnet.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition:
Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Freitag 18. Oktober 1895.

Postamt:
Halle a. S., Leipzigerstraße 87.

Telegramme.

Tredens, 18. Okt. Nach bisher bekannt gewordenem
Wahlergebnis wurden gewählt: 14 Konfessionen, 4 National-
konfessionen, 4 Fortschrittler und 5 Sozialdemokraten.

Deutsches Reich.

Bei dem Kaiserpaare in Schloss Krümlitz fast gefiern
Mitte 1 Uhr ein Frühstück statt, zu welchem die Spitzen der
Militär- und Zivilbehörden eingeladen worden. Nach-
mittags war vom Kaiser ein Besuch der Schlachtfelder von
Colombey und Noisseville geplant.

Man wird nicht in Abrede stellen können, daß es jetzt zunächst
Einde des Volkes ist, sich zu ermannen, und S. L. der Witter,
die zu energischen Thaten gegen die Umfuhrbewegung aufzufahren,
und ihren besten Bemühen auf eine Befreiung der Bemungen
und Funktionen bedacht zu sein, die auf diesem wie auf allen
Gebieten der Gegenwart die Interessen der Regierung hängen.

So Recht auch die „Nordd.“ mit dem Hinweis auf die
Abkehrung der Umfuhrvorlage hat, so wenig richtig scheinen
uns die hieraus gezogenen Konsequenzen. Nicht darf es Sache
der Regierung sein, nachdem sich ein Weg als ungangbar er-
weisen, nun mit verächtlichem Arroganz eine Vorladung der
Dinge ruhig auszuweichen; was hat, so fragen wir, denn jetzt die
Reichsregierung für einen Plan, nach welchem sie bei der Lösung
der auf ihr ruht entfallenden Aufgabe zu verfahren ge-
denkt. Einen solchen Plan rechtzeitig bekannt zu geben, aber
wenn sie ihn noch nicht gefaßt, ausweichend zu machen, halten
wir für bringende Pflicht der Regierung. Deshalb erheben
da wir eine entsprechende Regierungserklärung schon lange ver-
gessen erwartet haben, unsere neulich ausgesprochenen Wünsche
„wenn unsere Regierung sich doch ermannen“, vollst. berechtigt.

Es fernern wir an der Berliner Börse das Gerücht ver-
breitet. Staatsminister von Bülow hat neuerdings um
seine Entlassung gebeten; der Kaiser soll sich die Entlassung
bis zur Rückkehr nach Berlin vorbehalten haben. Die Berl.
Börz.-Ztg., die diese Nachricht auch kolportiert, setzt hinzu:
Von vortrefflich unterrichteter Seite wird uns dazu ge-
sagt, daß thatsächlich etwas Wahrscheinliches dabei sei und daß die
nächsten Tage diejenige nationale Angelegenheit in einem Abwärts-
schritt sehen werden.
Wir können außerdem mitteilen, daß an der ganzen Ge-
schichte kein wahres Wort ist. Das Walfische Telegraphische
Bureau theilt noch mit:
„Wir wir erlauben, ist in maßgebenden Kreisen von einem Ab-
schiedsgedächtnis des Staatsministers von Bülow nicht bekannt.“
Der Wunsch des Bundesrates für Aufzweigen hat
in den letzten acht Tagen nicht weniger als fünf Sitzungen abge-
halten. Man wird nicht zögern, wenn man die angeführte
Zusatzliste dieses Bundesratsbeschlusses auf die Vorbereitung des
Convents zum bürgerlichen Gesetzbuch zurückführt. Auch in den
nächsten Wochen dürfte aus bestehen Gründe der Wunsch für
Aufzweigen noch recht häufig zusammenkommen.
Die von uns auf Grund guter Informationen bereits vor
Wochen gebrachte Nachricht von dem Zusammenritt des Reichs-
tages am 26. November wird jetzt hallofösig bestätigt.

Neige bei der Ausarbeitung eines solchen Geleketurmes
in Betracht kommen, und es scheint, daß das Staatsministerium
welches schließlich in letzter Linie bei solchen Meinungsverschieden-
heiten die Entscheidung zu treffen hat, eine solche noch nicht
zu fassen in der Lage war.

„Eine überaus erfreuliche Meldung bringt
die „Mülhener Zig.“. Anlässlich der neuerlich
aus Anlass parlamentarischer Mitteilung, daß weder der Kaiser noch
der Herzog von Cumberland einem Ausreisestellen in der Deuts-
schweizer Grenzfrage abgeneigt sei, nur gerade der Herzog
erwarten zu dürfen, daß von Berlin aus der erste Schritt des
Entgegenkommens erfolge, schreibt das citierte Blatt nach Meldungen
aus gut unterrichteter Quelle, daß allerdings noch bis vor zwei
Jahren auf Seiten des Kaisers eine solche Neigung
bemerkbar gewesen ist, diese ist aber durch das förmliche
Verhalten des Herzogs, der auf verschiedene, ihm erteilte Rath-
schläge, den rechten Moment zu einer männlichen Entscheidung
zu bestehen, nicht reagiert habe, so fast abgeklungen worden,
daß man nunmehr mit der Möglichkeit einer Verständigung zu
rechnen aufsteht und demgemäß auch die Stellung des Kaisers
zu der Frage sich modifiziert habe. So dürfte die Sache in der
Zukunft liegen und man geht wohl nicht irre, wenn man die kürz-
lich erfolgte Wiederanregung der Frage auf diejenigen Elemente in
der Umgebung des Herzogs zurückführt, die einer Verständigung
mit Preußen geneigt sind. Ungeheimlich sollte gleichsam auf
den Wunsch geklopft werden, ob in maßgebender Stelle die frühere
Neigung zum Entgegenkommen noch vorhanden sei. Sollte sich
das mit einiger Sicherheit feststellen lassen, so wäre ein noch
malig energischer Sturm auf den Herzog von Cumberland erfolgt,
um diesen zu einer freimüthigen Einleitung der Verständigungs-
verhandlungen zu bewegen, denn das Preußen förmlich den ersten
Schritt thut, hat man im Welfischen Lager doch niemals er-
wartet können. Das tiefe Schweigen, mit welchem die
Regierungsorgane den Welfischen Führer aufgenommen haben,
dürfte aber nunmehr die betheiligten Kreise darüber aufgeklärt
haben, daß der rechte Augenblick verpaßt ist und daß, was man
von der Wunde ausschlagen, keine Einheitlich zurückdringt.

Die „Berliner Korrespondenz“ schreibt: „Das Preußen
namentlich auch nach der von dem Reichsminister Central-
Verhandlungen in dieser Richtung zu machen, veranlaßt deren
Rechtswesen eine Abklärung mit Abstreifen des Bundesrats-
standes herbeizuführen. Die Vorbereitungen sind im Gange,
auch der Handelsminister lagte bereitwillig seine Mitwirkung
zu. Der Geschäftsbetrieb der Rasse ist schon sehr lebhaft ge-
worden. Eine Anzahl größerer und kleinerer Verbände er-
klärte sich zu einem festen Abkommen bereit, jedoch ihnen
Kredit in laufender Rechnung eröffnet wurde. Die Rasse
mülligte ein, Gelder auf Anweisung der Verbände an Einzel-
gesellschaften direkt zu zahlen und Einzahlungen an Einzel-
gesellschaften durch Anweisung eines Verbandes an den Einzel-
gesellschaften direkt anzunehmen. Auch der Bundesrat ist
einerseits worden. In den an die Verbände mitgetheilten
Geschäftsbedingungen sind in laufender Rechnung für Dar-
lehen vorläufig 3 Prozent für Einzahlungen 2 1/2 Prozent für

Der letzte Raubritter.

Von Heinrich Dornberg (Gros).
Ich hiele jetzt nicht auf den Weg an, der sich alljährlich
zur Zeit der Neuen erneuert und den Hotelier, der dem todes-
danken Opfer mit der Rechnung freundlich lächelnd naht, zu
den „Raubrittern“ zählt, denn ein Spieß liegt mir ferne. Ich
erähle hier nur als einfacher Chronist das, was ich von dem
„letzten Raubritter“ weiß, der in einem Gemahl von seinem
Toboz Weigen gefolgt, seine Raubzüge verließ, und hermsche
Raubzüge, zehende Kauf- und Fuhrlaute überließ, ihres Vob
und Gutes herabste und sie wohl gar in das dunkle Burg-
verließ warf, und den ich selber getannt habe.
Selber getannt? Allerdings. Denn er ist ja erst
seit zehn Jahren tot, und ganz jungst noch hat seine
Gemahlin mit seine Mithlungen und sein Ritterthum
wieder gezeit und manches dazu erzählt, was wahr von
ihm war.
Graf Heinrich von Montone hieß er, und auf einem der
schönen Punkte der Erde erhob sich, auf hochragendem, in den
Felsen tief eingesenkten Fels, sein mächtiges, herausragendes
Wohnhaus, das Schloss. Dort in der grünen Steiermark im
Hochthale der Mur, wo die mächtigen Wald- und Buchenhöhlen
liegen, beherrschte das Raubritter Schloss, das Wobefährliche
Frohheiten und dessen Keinen, idyllisch im Thale liegenden
Nachbarort Weagen. Und dort war es, wo Graf von Montone,
als letzter Ritter nach guter alter Ritterart lebte, ohne von der
Welt verstanden zu werden, die in ihm nur einen modernen
Don Quixote sah, dem man am besten das Handweil hätte
legen sollen.
Er und oft verarmte hater Dramenmetzen, der vom
hohen Sella des Schlosses herabste, die „Mannen“ des
Ritters im geräumigen Schloßhofe, meist junge zu jedem Spieß
aufgelegte Bauernknechte, denen Speise und Trank da oben
im Schloße gut umwandelte, und auch der klingende Lohn für ihre
Landbesuchsdienste gar wohl begehete.
Die Bauerngewänder waren bald genug mit Wams und
Koller und eisener Haube verächtlich, Morgensterne und Kuzgen
und Schmirer bildeten die Webr, und während des Ritters
Gastin lächelnd von Walfene herüberließ, auf das reilige Volk,
fürstl. Ritter, Bedacht über herüber, in schwarzer, kirscher
Mittags und keine Marmen; dann hieß er sein unter
der Wand der Kühlung beinahe zusammenhängendes schweres

letztliches Hof und tritt vor seiner Gemahlin, die ihm den Auf-
schiedsgeld münke zum Burshoh hinaus. Im dichten Walde,
zwischen Frohheiten und Weagen lagte er sich in den Hinter-
halt, und wehe dem Fuhrlauter, der des Weges daherkam. Wie
das Wetter fiel der Neffigen Schaar über ihn her, nahm die
Waaren mit Beschlag und gab dem Wamme den Laufpaß oder
aber er wurde mit in das Schloß geschleppt und ins Verließ
gehört. Dort erlöhnte ihm dann immer die Gemahlin des
Ritters als Engel, zählte ihm als Entgelt für die Waare, was
er immer verlangte, gab ihm noch etwas für den ausgehenden
Schrecken drauf und ließ den Gefangenen entweichen, da der
Ritter sich nicht weiter um ihn bekümmerte, sondern ihn einfach
verlangerte ließ.

Gar viele Fuhrlauter und Kaufleute merkten sich dies, be-
paddten ganze Wägen mit Waaren, die sie sonst nicht mehr los
werden konnten, und verfrachteten ganz heimlich dem Ritter, daß
ein Wägen mit fohrtbarer Waare, an dem und dem Tage, zu
der und der Stunde, dem Weg von Gros nach Frohheiten ziehen
werde, und immer mit dem gemünsteten Erfolge. Die Wägen
wurden überfallen, die Waaren geraubt und doppelt und dreif-
fach überzahlt.

Als aber die Fülle sich alljährlich mehrt, da lenkte die
Gastin den Sinn ihres Gemahls auf andere Unternehmungen.
Drüben, jenseit der Mur, dem Schloße gerade gegenüber er-
hob sich ein anderes Schloß, die stolze Ruine Wamberg.
Diese hatte neue Bedeutung erhalten, d. h. ein alter Inwalde
genoh dort für den Rest seiner Tage einen armliden Kluge
gehalt.

Zu jedem Falle war das eine Provolation für den
Herrn von Wabenstein, der in seinen anderen Schloße
den mittleren Beziehung zu finden gewillt war. Der
Blatz von Weagen, ein D. Thiel — wurde zur ersten Ver-
stärkung zugezogen, damit für kommende Geschlechter der Nach-
weis erbracht sei, daß Alles des Weges Neiden gegangen sei.
Ein förmlicher Fehdebetrieb wurde aufgelegt und durch einen der
Knappen dem Kommandanten von Wamberg übergeben.
Dieser sah gerade auf einer Bank im Sonnenlicht und
schlauffe nachdenklich und bedächtigt vor sich hin, als ihm das
große Schreiben zulang. Er drehte es dreimal, viermal um,
beah es von allen Seiten und gab es dem Boten zurück,
mit dem Herrschen, er habe nicht mehr Beien und Schwaben
geleert, als daß er gerade drei Krone auf's Kopfen legen
konne, er verhebe aber nicht, was der Herr von Wabenstein von
ihm wolle. Als ihm nun erklärt wurde, er müsse die Beste

nehmen, müdigensfalls Graf Heinrich von Montone. Herr auf
Wabenstein, ihn mit Brand und Krieg überziehen werde, da es
Klarer der alte Inwalde, er sei zu alt um „den Warten zu
machen“ und der Herr Graf möge ihn freundschaftlich in Ruhe
lassen.

Da kam er aber an den Falschen, Ritter Heinrich selber
trat auf den Sella, der sich nicht über dem Jungferngang be-
fand, nahm das mächtige Sprachrohr in die gemünstete Rechte
und schrie nun lauthals, daß das Thal drohte:

„Heber Heilung von Wamberg, seine nieder ins Thal
um Thiel auf der Zucht, ich grüßen meinem und Deinen was
biele liegt, mit mir zu messen, auf daß man lese, auf wessen
Beste das Recht ist.“

Dann legte er das Sprachrohr ab und laufste, doch keine
Antwort erlöste.

Nach einmal ließ nun der Graf die Herausforderung er-
lösen, wieder umsoß. Da ließ der Graf die Kartusche laden,
und knoch rollte der Schuß über das Land, von drüben aber
wieder alles stille.

Da wachte sich der Graf unwillig um und sagte: „Der
brühen von Wamberg ist nicht werth, ein Ritter genannt zu
werden“, und ließ ein Protokoll darüber annehmen, das vom
Blatz mit einem großen Siegel versehen wurde.

Der Graf war aber so erlöset, daß die Sache so zu sei-
nem Ruhme ausgegangen war, daß er beschloß, den Ritter
von Weagen für die geleisteten vortrefflichen Dienste zum Ritter
zu schlagen.

Drei Tage später fand dann auch unter großem Brülle
und Aufwande der feierliche Ritterschlag statt, und das Schloß
wimmelte von Gästen, die das seltsame Schauspiel beobach-
teten. Nach dem Ritterlage fand in dem großen Saal ein
kaale ein prächtiger Gang statt, als aber nach dem Ritternacht ein
Theil der Gäste den Saal und das Schloß verlassen wollte,
um sich heim und zur Ruhe zu begeben, da fand man die
Thüren von Kanzenruten befestigt, und es mußte getant werden
bis zum Morgenanbruch.

Im Fremdenbuche des Schlosses aber sind alle Theilneh-
mer an dem denkwürdigen Feste, das am 17. September 1666
stattfand, verzeichnet.

Der Graf, den der Graf in Wamberg banongetragen,
hatte seinen End nicht wenig erlöset, und eines Tages erklärte
er seiner Gastin, er werde die Kartusche endlich gerichtlich
von dem Inwaldegenübel befreien. Er müsse ganz genau daß
die Stour einen Sandstreich auf sein Schloß beschickte









## Hand und Ring.

Criminalroman in drei Büchern von

A. R. Green.

4. Kapitel.

### Zeichenkünste.

Dort waren vielleicht ein halbes Duzend Gäste anwesend. An einem Tischchen abseits von den übrigen saß, in das Lesen der Zeitung vertieft, ein fremder Herr, welcher sofort Byrds Aufmerksamkeit auf sich zog. Sein vornehmes, wenn auch etwas verlebtes Aussehen, die schöne männlich kräftige Gestalt, das krause lichtblonde Haar, die feinen regelmäßigen Gesichtszüge, machten ihn zu einer auffallenden Erscheinung. Auf das Gespräch, welches gerade im Gange war, schien er nicht im Mindesten zu achten, seine Stirn trug eine tiefe Sorgenfalte und er verwandte kein Auge von dem Blatt in seiner Hand.

Die übrigen Gäste waren Byrd meist bekannt und ließen sich durch sein Eintreten nicht in der Unterhaltung stören. Er gesellte sich zu der Gruppe, die am andern Ende des Zimmers einen jungen Mann umstand, der die Erzählung, in welcher er eben begriffen war, mit den lebhaftesten Gebärden begleitete.

„Ich versichere Sie“, hörte Byrd ihn sagen, „es war so gut wie im Trauerpiel. Ich habe auf der Bühne kaum je etwas Wirkungsvolleres gesehen. Sie war so schön, so hoheitsvoll, er so düster und entschlossen; beide so voll Angst, voll Schmerz. Sie traten zu verschiedenen Thüren ein, er an einem, sie am andern Ende des Wartesaals und in der Mitte trafen sie zusammen. „Du hier!“ rief sie entsetzt und schlug die Hände vors Gesicht, als habe sie ein Geheiß gesehen. „Du hier!“ stieß er im gleichen Augenblick heraus und stand da wie zu Stein erstarrt. „Bist Du gekommen, mich aufzusuchen?“ flüsterte sie mit einem Ausdruck innern Grauens. — „Wolltest Du zu mir?“ fragte er seinerseits mit leidenschaftlicher Qual. — Es erfolgte keine Antwort auf die angstvollen Fragen, beide schauderten zurück, wandten sich und flohen schreckensbleich nach der Seite, von der sie gekommen. Die Thüren fielen krachend zu, daß das kleine Wartezimmer laut davon wiederhallte.

„Die Scene hatte Aufsehen erregt, alle Reisenden blickten einander betroffen an — so etwas war ihnen noch nicht vorgekommen. Mir auch nicht, das muß ich gestehen. Wer weiß, was für eine Unglücksgechichte solchem Wiedersehen und solchem Abschied zu Grunde liegen mag.“

„Aber was wurde denn aus den Beiden? Sind sie Ihnen nicht wieder zu Gesicht gekommen vor der Abfahrt?“ fragte einer der gespannten Zuhörer.

Die junge Dame fuhr mit mir im selben Zuge“, berichtete der Erzähler, „der Herr nach einer andern Richtung.“

„Wo ist sie denn ausgestiegen?“

„Das habe ich nicht bemerkt. Sie schien in der trostlosesten Stimmung und wollte offenbar möglichst unbeobachtet bleiben; ich sah noch, wie sie ihren Schleier herunterzog. Um ihr nicht durch meine Gegenwart lästig zu fallen, bin ich im Rauchkoupee gefahren.“

Nach einigen weiteren Fragen und Ausrufungen über das seltsame Abenteuer und seine mögliche Bedeutung zerstreute sich die Zuhörergruppe. Byrd blieb mit dem Erzähler allein.

„Wäre ich doch an Ihrer Stelle gewesen und hätte die beiden gesehen“, sagte er zu Jenem gewandt. Ich hätte die Scene gleich zu einer Skizze für meine Zeitschrift benutzen können.“

„Zeichnen Sie für Journale?“ fragte der Andere.

„Zuweilen“, war die gelassene Antwort.

„Das muß eine angenehme Beschäftigung sein, wenn man Talent dazu hat.“

Byrd sprach die Wahrheit; er hatte sein Geschick im Freihandzeichnen häufig zu einem kleinen Nebenverdienst benutzt. Jetzt nahm er ein Blatt Papier vom Schreibtisch.

„Sie haben den Auftritt so lebhaft geschildert, ich glaube wahrhaftig, ich könnte ihn wiedergeben“, sagte er, den Bleistift aus der Tasche ziehend.

„Auf welcher Station war es denn?“

„In Syrakus“, erregnete jener, den Strichen des Stifts mit Interesse folgend.

„Und wie war die Dame gekleidet?“

„In dunkelblau. Das Kleid paßte ihr wie angegossen. Eine prächtige Figur, groß und stark — ich sage Ihnen, eine herrliche Erscheinung. — Ja, das ist ganz ähnlich, so war der Anjaß des Kopfes — merkwürdig, wie gut Sie es getroffen haben. Ein breitkrempiger Hut mit zwei Federn, die nach der Seite überfielen, eine Reisetasche, zwei Falbeln im Rock. Und das Gesicht? — Ja, hübsch, sehr hübsch, große Augen, eine gerade Nase, ein entschiedener Mund, die heftigste Aufregung im Ausdruck. — Aber Sie sind ja ein Tausendkünstler — nein, so etwas hätte ich nicht für möglich gehalten — die Ähnlichkeit ist ganz sprechend!“

Byrd hatte die Zeichnung mit festen sichern Strichen auf das Papier geworfen. Das Lob des Andern machte ihn erröthen, er beugte sich tiefer über sein Werk.

„Nun der Mann“, sagte er, „wie sah er aus, jung oder alt?“

„Etwa fünfundzwanzig sollte ich meinen; mittelgroß von gedrungenem Körperbau und wahrhaft herrlichen Gliedern; er trug einen Schnurrbart, hatte sehr ausdrucksvolle Züge und blitzende Augen. Lassen Sie sehen, ob Sie ihn ebenso gut treffen können wie die Dame.“

Aber das ging nicht so leicht; der Bleistift bewegte sich mit weit weniger Sicherheit als vorher und es dauerte lange, bis nur die Gestalt des Unbekannten zur Zufriedenheit gelang. Das Gesicht bot neue Schwierigkeiten, bald war das Kinn zu spitz, bald zu breit und erst die Haarlocke über der Stirn machte es einigermassen ähnlich.

Byrd kam es übrigens weniger darauf an, die Züge genau zu treffen, als die Gestalt und Kleidung des Herrn so richtig wiederzugeben als dies anging. Die Skizze mußte doch im Ganzen sehr wohl gelingen sein, denn der junge Mensch, welcher die Anleitung dazu gegeben hatte, konnte sie nicht genug bewundern.

Nachdem Byrd das fertige Bild in die Tasche gesteckt hatte, plauderte er noch eine Weile bei einem Glase Bier gemütlich mit seinem Gefährten; dabei beobachtete er abermals den fremden Herrn, der noch immer unverwandt in seine Zeitung starnte. Als der Polizist bald darauf das Gastzimmer verließ, belehrte ihn ein schneller Blick im Vorbeigehen, daß es der Anzeigentheil des „Gerald“ sei, dem jener so große Aufmerksamkeit schenkte.

„Sonderbar“, dachte er bei sich, „er liest also nicht, sondern ist mit eigenen Gedanken beschäftigt. Die müssen auch nicht angenehmer Art sein, nach seiner Miene zu urtheilen.“

Auf seinem Zimmer angelangt, zog Byrd die Skizze aus der Tasche und betrachtete sie lange und nachdenklich. Sie stellte den Augenblick dar, als die beiden einander zuerst erblickend unwillkürlich zurückschrecken. Fräulein Dares mußte sich ihm tief eingepreßt haben, sonst hätte er nicht vermocht, es aus dem Gedächtniß so sprechend ähnlich wiederzugeben. Sie war es, wie sie lebte und lebte, ihre Gestalt, ihr Gesicht, ihr Ausdruck. Der Auftritt im Bahnhof zu Syrakus hatte also offenbar ihre schnelle Rückkehr veranlaßt, die ihm so unerklärlich geschienen. Was aber hatte dieser Auftritt selbst zu bedeuten? Wer war der Mann, den sie suchte und doch floh? — Warum hatte Grauen und Todeschrecken die beiden ergriffen, als sie sich trafen und Auge in Auge gegenüberstanden? Sie schienen doch die Absicht gehabt zu haben einander aufzusuchen? —

Aber was ging ihm das alles im Grunde an? — Er hatte ja hier am Ort überhaupt bald nichts mehr zu schaffen. Das beste war, er schlug sich die ganze Sache aus dem Sinn. Und die Skizze — sollte er sie verbrennen? — Dazu konnte er sich doch nicht entschließen. Er nahm sich vor, sie als Andenken aufzubewahren und barg sie sorgfältig in seinem Taschenbuch.

7. Kapitel.

Emilie Firman.

Als Byrd am andern Morgen erwachte, wußte er nicht — hatte er geträumt, oder waren die Worte, welche ihm noch im Ohre klangen, wirklich bei später Nachtzeit vor seiner Zimmerthür gesprochen worden?

Er hatte den Tonfall genau unterschieden, die Stimme des Hotelwirths erkannt, auch ein Geräusch von Fußritten vernommen, als ob jener einen Gast durch den Korridor nach seinem Zimmer geleite — weiter war ihm nichts erinnerlich. Die Worte aber lauteten: „Freue mich Sie wieder zu sehen, mein Herr. Es hat Sie gewiß überrascht, daß der Mord so bald nach Ihrem letzten Besuch verübt wurde. Ein beklagenswerther Vorfall und höchst geheimnißvoll. Sie kommen vielleicht, um Auskunft zu geben?“

Hatte er die Worte wirklich gehört, so konnten sie nur dem großen blonden Herren gegolten haben, demselben, der im Gastzimmer scheinbar so eifrig die Zeitung las. Wie, wenn er in dem Wirth den Hauptzeugen gefunden hätte, nach welchem der Coroner so eifrig suchte? — Am Ende war aber doch alles nur ein Traum gewesen — die Mordgeschichte ließ ihm ja im Wachen keine Ruh, da war es leicht möglich, daß sie ihn auch im Schlafe verfolgte.

Er behielt nicht lange Zeit, sich mit Zweifeln zu quälen. Zu seiner Ueberraschung trat Doktor Tredwell zu ihm ins Zimmer, während er noch beim Frühstück saß.

„Hier, Byrd, ist eine Zuschrift vom Inspektor, die Sie vielleicht interessieren wird,“ sagte er freudig erregt; „ich erhielt sie durch den Detektiv, der heute früh von New-York angekommen ist.“

Von banger Ahnung erfüllt, er wußte selbst nicht warum, las Byrd wie folgt:

„Geehrter Herr!

Ueberbringer dieses ist im Stande, jeden Fall von nicht ganz ungewöhnlicher Schwierigkeit zu übernehmen. Es liegt in unserem Interesse, daß Sie ihn allein bei der fraglichen Sache verwenden, mit Ausschluß des von Ihnen erwähnten Angestellten. Sollte letzterer jedoch glauben, Ihnen durch selbständiges Vorgehen wesentliche Hilfe leisten zu können, so steht es ihm frei, in seiner Eigenschaft als Detektiv zu handeln, im Fall er dabei seinen Charakter wahren und seine Verbindung mit der Polizei möglichst geheim halten kann. —

„Sie sehen also,“ rief Tredwell, „Sie haben selbst zu entscheiden, ob Sie mir Beistand leisten wollen oder nicht.“

„Es müßten schon starke Gründe sein, die mich nach diesem Brief bestimmen könnten, mich noch weiter mit der Sache zu befassen,“ entgegnete der junge Mann unmuthig.

„Nun, das wird sich ja finden,“ war des Coroners zurechtliche Antwort, „warten wir erst die heutige Verhandlung vor den Geschworenen ab. Sollte sich infolge derselben Ihr Entschluß ändern, so lassen Sie mich's nur wissen.“

Ein frevelhaftes Spiel.

Stizze.

Jahre lang hatte Sir Duff in Begleitung seines Dieners John die Welt durchstreift und sich etwa um 1820 in Algier niedergelassen. Damals stand dieses schöne Land noch unter der Herrschaft eines türkischen Bey, der von seinem hochragenden Schloß, der gewaltigen Kasbah, adlergleich Stadt und Meer beherrschte. Sir Duff's kleines Landhaus lag auf den palmenbeshatteten Höhen des Vororts Mustapha mit seinem entzückenden Blick auf das blaue Meer und das Gewirr der weißen Häuser Algiers. Sir Duff aber hatte für die herrliche Aussicht von seiner Terrasse aus wohl weniger Interesse als für seinen Marstall. Er war ein leidenschaftlicher Pferdeliebhaber und wo hatte er eine günstigere Gelegenheit diesem Sport zu huldigen, als in dem durch seine arabischen Hengste hochberühmten Algier? Sir Duff empfand nach reich bewegtem Reitleben um so mehr das Bedürfniß nach einem eigenen, friedlichen Heim, als ihn sein in letzter Zeit stark ergrautes Haar an das nahende Alter mahnte. So hatte er nun sein eigenes Heim, allerdings ohne dessen Krone, eine lebenswürdige Gattin. Aber Sir Duff war Junggeselle und hatte geschworen, es bis zu seinem Tode zu bleiben.

Warum? Ja, wer das wußte!

John war von dem gleichen Verlangen nach einem eigenen Heim befeßt, wie sein Herr; aber um daselbe mit einer hübschen, blauäugigen Landsmännin zu theilen. Er dachte es sich gar so

Damit entfernte er sich, Byrd in keiner sehr beneidenswerthen Stimmung zurücklassend. Zufolge der Erlaubniß seines Vorgesetzten, wozu der Wunsch des Coroners und sein ein eigenes Interesse kam, fühlte er sich abermals in Schwanken und Ungewißheit gestürzt, nachdem er kaum gehofft, den Zweifeln glücklich entronnen zu sein. Zudem nahm er mit Schrecken wahr, daß gewisse Gefühle, die er am Abend zuvor gewaltsam niedergedämpft zu haben meinte, wieder mit neuer Stärke erwachten. Es schien beschlossene Sache — er sollte seinem Schicksal nicht entgehen! —

Den Morgen über hatte er noch für den Bezirksanwalt auf dem Gericht zu thun; sobald er aber dort fertig war begab er sich nach Frau Klemmens Hause, wo die Verhandlung vor dem Coroner bereits im Gange war.

Die Zimmer waren alle so gedrängt voll Zuschauer, daß Byrd es von vornherein aufgeben mußte, sich im Innern einen Platz zu verschaffen. Wegen der unerträglichen Hitze, die in dem engen Raum herrschte, hatte man die Fenster geöffnet, so daß er seinen Stand an einem derselben nehmen und von außen der Verhandlung folgen konnte. Um die einzelnen Zeugen, welche vor den Geschworenen erschienen, zu beobachten, brauchte er nur den Hals ein wenig zu recken. Hinter ihm sammelte sich bald eine neugierige Menschenmenge, die ihm durch Drängen und Stoßen recht lästig fiel, was ihn jedoch nicht bewog, seinen günstigen Platz wieder aufzugeben.

Ein Zeuge war nach beendetem Verhör soeben abgetreten und der Coroner nahm das Wort:

„Meine Herren“, sagte er mit klarer weitklingender Stimme, „wir haben uns bisher damit beschäftigt, die Bewohner dieser Straße zu vernehmen, in der Absicht, wonöglichst zu erfahren, wer mit Frau Klemmens das Gespräch geführt haben kann, welches der Hausfrevler an der Küchentür gehört haben will.“

Unter den Zuschauern, die unmittelbar vor Byrds Fenster standen, erhob sich eine Bewegung. Sie ging offenbar von jemand aus, der sich außerhalb des Wohnzimmers befand, dessen Eingang dem Beobachter durch den Thürpfosten verdeckt wurde — wenigstens richteten sich viele Blicke dahin. Neben der offenen Thür, die in den Vorsaal führte, sah Byrd einen blauen unterseken Mann von unscheinbarem Neußern an der Wand lehnen. Es fiel ihm auf, daß er, trotz der Unruhe um ihn her, bewegungslos in seiner Stellung verharrte, ohne sich darum zu kümmern, was in seiner Nähe vorging.

„Unsere Bemühungen nach dieser Richtung hin,“ fuhr der Coroner fort, „sind, wie Sie gehört haben, bis jetzt erfolglos geblieben. Niemand ist im Stande gewesen anzugeben, wer an jenem Morgen bei Frau Klemmens im Zimmer war. — Ich wende mich nun einer anderen Frage zu, die uns vielleicht eher zu einem Ergebnis führen wird. Fräulein Firman, wollen Sie gefälligst Ihr Zeugniß ablegen.“

(Fortsetzung folgt.)

lieb, wenn der Glanz ihrer blauen Augen ihm immer leuchten und ihn die helle Stimme der zierlichen flinken Person immer umklingen würde. John machte diesbezügliche Vorstellungen bei seinem Herrn.

„Du rennst in Dein Unglück, guter John,“ sagte dieser, „aber bekanntlich nehmen ja Verliebte keinen Rath an und so gebe ich Dir meinen Segen.“

Aber Sir Duff gab auch etwas mehr, nämlich das zum Ankauf einer Wirthschaft nöthige Geld. Als Anerkennung für seine treuen Dienste, wie er sagte.

Und diesmal hatte sich Dir Duff getäuscht, seine düsteren Prophezeihungen sollten nicht in Erfüllung gehen. John war sehr glücklich, und während Sir Duff sich mit immer wachsender Leidenschaft seinem Sport ergab, war Johns ganze Thatkraft der Hebung seines kleinen Anwesens, bestehend aus einem Hause mit Schankwirthschaft und bedeutendem Terrain, zugewandt. Seine Frau stand ihm bei diesen Bestrebungen mit unermüdlichem Eifer zur Seite.

Sie hatten eine einzige Tochter Margot. Fein, schlank und zierlich, mit blauen Augen und blonden Haaren, war sie ganz das Ebenbild ihrer Mutter. Sir Duff beehrte häufig seinen ehemaligen Diener und gewann die Kleine lieb. Er zog sie scherzend an ihren langen, blonden Zöpfen und stets mußte sie ihm den Wein bringen und das Glas füllen. Nach dem frühen Tode seiner Frau, der zu Johns und seiner Tochter Unglück eintrat, als Margot eben das zehnte Jahr zurückgelegt hatte wurden die Besuche des Sir Duff seltener. John vernachlässigte,



seine Wirtschaft, er versuchte den Kummer über den Tod seiner Frau beim Wein zu vergessen und dazu kamen die unsicheren, kriegerischen Zeiten, die seine Verhältnisse einem langsamen, aber sicheren Verfall entgegenführten. Algier war inzwischen eine französische Kolonie geworden. Nichte mehr streute die riesige rothe Katerne, die sonst allnächtlich von der Burgsinne des Kasbah herabgeleuchtet hatte, ihr Licht weithin auf die dunkle, rauschende Fluth, tüchtlichem Feind zur Warnung, daß das Auge des Bey wache. Nicht mehr fangen die Frauen des Bey auf den bunt-schillernden Terrassen melancholische Weisen zum Klange ihrer Harfen und zum Klauschen des Meeres, und auch das Gebrüll der in den Gärten in Käfigen gehaltenen Tiger und Löwen, womit diese sonst die nächtliche Stille aufstörten, war verstummt. Der Bey hatte nur zweimal in seinem Leben die Kasbah verlassen, das eine Mal, um seine Orangerien in Bab-el-Queb zu besuchen und das zweite Mal für immer. Ein Vadenstreich, den er in der Hitze dem französischen Consul verabreichte, warf den unbeflegbar scheinenden Mauernkoloz wie ein Kartenspiel zusammen. Nun zuckte Frankreichs Fahne vom Thurm der Kasbah, und französische Hörner umschmetterten ihre gewaltigen Ruinen.

Mit den ruhigeren Zeiten fanden sich auch die so lange ausgetriebenen Gäste wieder bei John ein. So sprach auch Sir Duff mit einigen Freunden an einem schönen Apriltage wieder einmal bei ihm vor. Die Herren waren auf einem Spazierritte begriffen und machten nun bei John Halt, um sich durch einen kleinen Imbiß zu stärken. Während John seinen vornehmen Gästen seinen besten Wein und ältesten Cognac vorsetzte, hatte er viel zu klagen über die bösen Zeiten, die ihm so viel Schäden zugefügt hatten.

Als die Herren in Folge der reichlich genossenen geistigen Getränke in aufgeräumte Stimmung versetzt waren, fragte Sir Duff nach Margot.

„Ich will sie holen,“ sagte John, „sie ist nie zur Hand, wenn man nach ihr fragt.“

Kaum hatte sich John entfernt, als seine scheltende Stimme die Herren aufhorchen ließ.

„Was giebt es denn?“ rief Sir Duff herüber.

John kam, hochroth vor Zorn, einen schlanken, mittelgroßen Burtschen vor sich her stoßend auf die Herren zu.

„Was giebt es denn?“ fragte Sir Duff noch einmal.

„Ach Sir, eine lange, traurige Geschichte“, klagte John.

„Sehen Sie dies Burtschen hier, Arme hat er wie eine Frau und Schultern wie ein Kind, und immer steckt er mit Margot zusammen. Eben habe ich sie wieder erwischt, wie sie über den Zaun hinweg miteinander redeten. Und dies trotz meines wiederholten, nachdrücklichen Verbots! Warte nur,“ rief er, wüthend die Faust nach Margot ballend, die, von dem Stamm einer Platane halb versteckt, mit angstvollen Augen auf ihren Harry blickte.

„Warte nur, ich werde Dich schon Gehoriam lehren!“ Sir Duff kam dies unerwartete Intermezzo garnicht ungelogen. Es versprach lustig zu werden. So winkte er Margot heran und unterzog die Schuldigen nicht ohne Würde einem eingehenden Verhör. Es ergab sich daraus etwa folgendes: Margot und Harry, beide von englischer Abstammung, waren Nachbarfinder. Harrys Mutter besaß nichts als ein Häuschen mit dem Felde davor, das auf dem gegenüberliegenden Hügel stand und von dem Gasthaus ausgesehen werden konnte. Trotz solcher Armuth wagte es Harry, Margot nachzulaufen, und diese erklärte, keinen Anderen als ihn heirathen zu wollen. Sie waren zusammen in die englische Schule gegangen, die für die Kinder ihrer Colonisten von der englischen Regierung in Algier errichtet worden war. Oft hatten sie zusammen nachbleiben müssen, wenn das schöne Wetter sie verführt hatte, hinter die Schule zu gehen, oft hatte Harry der Kleinen beim Rechnen geholfen, was dieser schwer wurde, aber auch Margot hatte ihrem kleinen Freunde zu helfen gewußt, wenn die Jungen ihn wegen seiner Schwächlichkeit hänselten und prügeln wollten. Dana waren sie zusammen confirmirt worden, und Sonntags, wenn Margot ihre Hausarbeit und Harry seine Arbeit auf dem Felde verrichtet hatte, waren sie Hand in Hand in die blühende Natur und den rauschenden Wald hineingegangen. Troß und sorglos, von ihrer jungen, sich selbst kaum bewußten Liebe verschönt, waren ihnen die Tage dahingeflossen. Da traf sie wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel das Verbot Johns, sich weiter zu sehen und zu sprechen. Der Sohn eines seiner Freunde, der ein kleines Vermögen besaß, hatte John zu verstehen gegeben, daß er nicht abgeneigt sei, Margot zu heirathen. Selbstverständlich, daß vor einem so achtbaren Bewerber ein so armer Schlunder wie Harry zurücktreten mußte, und daß Margots Heirath mit dem Erstern für den Vater eine

beschlossene Sache war. Aber das verstand sich nicht für Margot von selbst; die ihrer Leeebe drohenden Gefahren hatten die Stärke ihrer Empfindungen nur erhöht. Sie wollte nun von ihrem Harry erst recht nicht lassen, und die Liebenden mußten sich trotz der strengen Aufsicht des Vaters doch immer wieder zu treffen und zu sprechen.

„Aber nimm nur Margot“, rief schließlich John höhniß aus, nimm sie nur, ich wette, daß Du nicht einmal im Stande bist, sie bis in Dein Haus zu tragen.

„Das wäre“, sagte Sir Duff, der vom Wein erhitzt war, und ein Gedanke durchsuchte sein Hirn.

Er warf einen abmessenden Blick zu dem kleinen Haus auf dem sanft aufsteigenden Hügel herüber und sagte zu John:

„Ich nehme Dich beim Wort, John, und schlage Dir folgende Wette vor: „Wenn der junge Mensch Margot in das Haus seiner Mutter tragen kann, ohne sie dabei auch nur einmal abzusetzen, so soll er sie haben, und ich schenke ihm 40 Escl. Wenn ihm aber die Kräfte versagen und er Margot niedersezt, so hat er verloren und muß auf das Mädchen verzichten. Ist Dir's recht, John?“

John, dem die Manie seines Herrn, die oft wunderlichsten Wetten zu schließen, bekannt war, nickte zustimmend:

„So gut dieser als ein Anderer, wenn er gewinnt,“ sagte er gelassen.

„Also abgemacht!“

„Und Du, Harry“, sagte die Duff, sich zu dem Burtschen wendend. „Hast Du Muth, Die Margot auf diese Weise als Braut zu gewinnen?“

„Ja wohl, Sir, ja, Sir“, rief dieser mit blitzenden Augen. Er zog die Schuhe von den Füßen, um sicherer gehen zu können und streckte die Arme nach Margot aus. Diese faltete die Hände und sank vor Sir Duff in die Knie: Ich beschwöre Sie, Sir, er kann es nicht“, flehte sie.

Sir Duff fühlte sich von dieser ihn hoch interessirenden Wette schon viel zu sehr gefesselt, als daß er sich durch die Bitten Margot's davon abbringen hatte lassen.

„Das werden wir sehen“, sagte er daher zu ihr: „Mag er zeigen, daß er Deiner würdig ist!“

Harry hatte inzwischen Margot umfaßt und langsam mit seiner Last den Aufstiege begonnen.

Allmählich hatte sich ein Kreis Neugieriger um die Gruppe gebildet.

Der Staffettenreiter des Generalgouverneurs in seinen gelben Saffianstiefeln und seinem fliegenden Burnus war von seinem prachtvollen arabischen Roß gestiegen, um dem interessanten Schauspiel aus nächster Nähe beizuwohnen. Ein paar Kabylinnen, die von ihren wildschluchtigen Bergen auf Maul-eiseln zur Stadt herabkamen, hielten an, und in ihren Augen spiegelte sich ihre leidenschaftliche Theilnahme an dem Vorgange wider. Auch etliche Mauresken, die tief verschleiert, schwanzend und lachend zur nächsten Moschee gingen, wollten es sich nicht entgehen lassen, dem Ausgang des spannenden, für sie freilich nicht ganz verständlichen Ereignisses beizuwohnen. Diese Zuschauer tauschten in ihrer lebhaften Weise auf arabisch ihre Ansichten aus:

„Er bringt's nicht fertig!“

„Er strauchelt!“

„Er kommt an's Ziel, solche schwächliche Naturen sind im Grunde ganz Nerv!“

„Der brave Burtsche!“

„Der arme Mensch!“

Sir Duff verfolgte mit seinen Freunden nicht minder gespannt den jungen Maun, der Schritt für Schritt seinem Ziele zustrebte.

Einmal glaubten alle, daß er gefallen, daß ihm seine Last aus den Armen gleiten würde, als er einen Bach passiren mußte, dessen Uebergang durch ein paar große Steine bewirkt wurde.

„Er kommt nicht hinüber“, war die allgemeine Anschauung. Aber er kam hinüber.

Als Harry sah, daß er auf den unsicheren Steinen ausgleiten und fallen würde, watete er entschlossen durch das Wasser und gelangte glücklich an das andere Ufer.

„Das wird ihn abkühlen“, meinte der Staffettenreiter.

Die Kabylinnen lachten, daß ihre Zähne blitzten und das Gehänge in ihren Ohren klumperte.

Und Harry stieg weiter, immer weiter in die Höhe zu dem Häuschen empor, in dessen Thürrahmen die Gestalt seiner lebhaft gesticulirenden, alten Mutter sichtbar wurde.

„Halt! das gilt nicht!“ rief da John. Harry hatte das

werthen  
Vorge-  
eigenes  
und Un-  
zweifeln  
n wahr,  
nieder-  
wachten.  
al nicht  
  
waß auf  
egab er  
vor dem  
  
r, daß  
n einen  
in dem  
daß er  
gen der  
welche  
er nur  
d bald  
Stößen  
en Platz  
  
getreten  
  
Stimme,  
r dieser  
ren, wer  
welches  
  
Fenster  
ar von  
o, dessen  
wurde  
den der  
blauen  
Wand  
ihn her,  
arum zu  
  
uhr der  
erfolglos  
mer au  
— Ich  
cht eher  
len Sie  
  
leuchten  
immer  
gen bei  
  
dieser,  
und so  
  
as zum  
für  
  
bisteren  
ihn war  
schleuder  
traß der  
ause mit  
ne Frau  
ifer zur  
  
ank und  
ie ganz  
g seinen  
zog sie  
uchte sie  
frühen  
Unglück  
t hatte  
slässigte,

eine Wein vorgehoben, Margot darauf gelehnt und ruhte so eine Weile aus.  
 „Es gilt doch!“ sagte Sir Duff ruhig, „daß ist kein Verstoß gegen unsere Abmachungen. Er läßt ja Margot nicht zu Boden gleiten!“

Und immer höher ging es hinauf.  
 Margot hatte ihre Arme um den Hals des Jünglings geschlungen und ruhte mit geschlossenen Augen wie betäubt an seiner Brust.

Dieser glaubt oft straucheln und umsinken zu müssen. Keuchend rang er nach Athem, auf der Stirn perlte ihm kalter Schweiß, aber die Liebe gab ihm übermenschliche Kraft. Schon vermochten seine steifen Arme Margot nicht mehr zu halten, schon öffneten sie sich, um ihre Last fallen zu lassen, da verkündete ein vom Hügel herüberhallendes Hallo, daß er an sein Ziel gelangt war und die Wette gewonnen hatte.

Garry lag leblos in dem kleinen Hausgarten. Vor ihm kniete Margot, und die alte Mutter lief jammernd und händeringend zum Brunnen, um ihm Wasser zu hohlen.

„Mir thut mein Geld nicht leid, John“, sagte Sir Duff. „Der brave Burche hat es verdient. Also auf, wanu die Hochzeit?“

„Wann Sie es bestimmen, Sir!“  
 „Gut, wir sprechen darüber“, und in bester Stimmung ritt Sir Duff mit seinen Freunden davon

Am anderen Morgen erschien er wiederum bei John.  
 „Nun, wann wird der Bräutigam sein Geld holen kommen?“ fragte er John. „Es liegt bereit.“

John trauete sich hinter den Ohren. „Ich glaube, Sir, er dürfte es schwerlich holen kommen. Die Ueberanstrengung hat ihm, wie man so sagt, das Herz abgestoßen. Er ist diese Nacht gestorben!“

Sir Duff hat sich die größten Vorwürfe über seine Wette gemacht, die einen so tragischen Ausgang nehmen sollte. Er hat nie wieder gewettet.

Der Aufenthalt in Algier war ihm durch dies traurige Ereigniß verleidet worden. Er verließ bald darauf sein Landhaus auf den palmenbeschatteten Hügeln Mustaphas und schenkte es der unglücklichen Margot, die unermüdet blieb. Außerdem setzte er ihr eine vie vor allen Sorgen sicherstellende Lebensrente aus. John starb ein paar Jahre darauf an den Folgen seiner Trunksucht.

## Allerlei.

Eine hübsche Anekdote erzählt der verstorbene Adolf Streckfuß in seiner Berliner Geschichte über den General Wrangel aus dem Jahre 1848, die wenig bekannt sein dürfte. Der Oberbefehlshaber in den Marken, General Wrangel, hatte bei einer am 20. September abgehaltenen Parade durch seine Rede den Tageswizblättern viel Stoff zum Spott gegeben, namentlich amüßten sie sich darüber, daß General Wrangel sich geäußert hatte: Wie traurig sehe ich Berlin wieder, in den Straßen wächst Gras! Unzählige gut erfundene und zum Theil recht witzige Anekdöthen wurden über komische Neußerungen erzählt, welche Wrangel beim Einzuge in Berlin gethan habe. Eins der beliebtesten derselben mag zur Kennzeichnung jener Tage hier seine Stelle finden. Man erzählte, die Stettiner hätten dem General mitgetheilt, wenn er es wagen würde, mit einem Heere in Berlin einzuziehen, dann würden sie an demselben Tage seine in Stettin zurückgebliebene Gattin — aufhängen. Mit Bezug auf diese Drohung habe der General Wrangel beim Einzuge, sich an seinen Adjutanten wendend, gesagt: „Soll mir doch sehr wundern, ob sie ihr hängen werden!“

Zur Lappenfrage. Trotz der in Scandinavien ausgeübten Lappenmission und der Bestrebungen, die Lappen sesshaft zu machen, halten die Gebirgslappen mit großer Fähigkeit an ihrem ungebundenen Nomadenleben fest und wandern im norwegischen Finnmarken und im schwedischen und russischen Lappland unstät hin und her oder vielmehr sie folgen ihren Renntierherden, denn diese sind es, die auf der Suche nach ihrer Nahrung, dem Renntiermoos, den Weg bestimmen. Der Umstand aber, daß die Renntierherden, die oft Tausende von Köpfen zählen, so schwer zu regieren sind, hat den Lappen schon vielfache Verluste gebracht, besonders an den Grenzen und bei den Ansiedelungen, denn für den angerichteten Schaden der beim Vertreten verbotener Gebiete werden die Lappen haftbar gemacht und ihre Renntiere mit Beschlag belegt. Dadurch ist schon mancher Lappländer, der große Herden besaß, an den Veiðslab gebracht worden. Jetzt schlägt der schwedische Gelehrte Wiklund, der sich einnehmend mit der Lappenfrage beschäftigt, eine Reform vor, die die Stellung der Lappländer wesentlich verbessern könnte. Da, wie gesagt, eine Renntierherde nicht davon abgehalten werden kann, verbotene Gebiete zu betreten, und daher Reibereien zwischen Lappen und Ansiedlern kaum zu ver-

hindern sind, empfiehlt er die Acclimatisirung des Paks, der auf den asiatischen Hochebenen lebt und ein geeigneter Ertrag für die schwer in Ordnung zu haltenden Renntiere wäre. Die Paks sind zähbar, und ihre Nützlichkeit hatte der schwedische Forschungsreisende Sven Hedin in Centralasien bei seinen Gebirgswanderungen genügend kennen gelernt.

## Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren &c. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

Im Verlag von Schall u. Grund Berlin W., Kurfürstenstraße 128, erschien Krieg und Sieg 1870/71 das unbestritten eine der hervorragendsten Erscheinungen der Jubiläums-Kriegsliteratur ist. Preis in Prachtband 6 Mk. — Der Umfang des Werkes beträgt 700 Seiten Pracht-Quartformat. Sein Inhalt wurde in eine Menge sachlich gesonderter Theile zerlegt, und jeder einem dafür besonders geeigneten Bearbeiter überwiesen; fast ausnahmslos Männern, welche den zu schildernden Abschnitt mit durchlebt hatten und zwar in einer Stellung, die Urth. u. Ueberblick ermöglichte. Der Mehrzahl nach sind die Mitarbeiter Generale, die historische Einleitung wurde von Professor Dr. v. Pflugk-Hartung, die Politik von Professor Flahe, Versailles und die Hauptquartiere von Professor A. v. Werner geschildert, der als Künstler in der Umgebung des damaligen Kronprinzen von Preußen überall aus erster Quelle schöpfen konnte. Generalleutnant von Boguslawski schrieb „Die beiderseitigen Heere und Hilfsmittel“. Die Mehrzahl der Abhandlungen darf als geradezu bedeutend bezeichnet werden; fast alle enthalten vollkommen Neues, Selbstverlebtes, Selbstbeobachtetes. Ohne eine derselben besonders hervorheben zu wollen, verweisen wir nur auf die Abhandlung des Generals der Infanterie und langjährigen bayrischen Kriegsministers v. Heinleth, der als Generalstabschef v. d. Tannus wie kein zweiter geeignet war, die schweren Kämpfe gegen die Loire-Armee zu schildern. Die Ausstattung des Werkes ist reich und vornehm zugleich. Es sind unter den Malern die ersten Namen vertreten, vielfach mit Originalbildern und gleichzeitigen Originalskizzen, von denen die A. v. Werners Karl Meibtreus, Freybergs und Gmelins in erster Linie zu nennen sind. Auch die Plastik ist nicht vernachlässigt; gleich die ersten Seiten bieten ein tief empfundenes Relief von Siemering. Münzkabinett und Hohenzollern-Museum lieferten bezeichnende Stücke. Was besonders angenehm berührt, ist die harmonische Gleichmäßigkeit des Werkes, trotz der vielen Mitarbeiter greift ein Theil in den andern, reißt sich eine Abhandlung sachgemäß an die andere, so daß man ganz vergißt, daß so verschiedene Kräfte thätig waren. Mit einem Worte „Krieg und Sieg 1870/71“ bietet gleichzeitig ein Spiegelbild der großen Zeit, in dem die besten Kräfte aus Nord und Süd zu einheitlicher Leistung zusammengefaßt wurden, es ist ein höchst gediegenes Werk, würdig seines großen Gegenstandes, unübertroffen ein Werk von diebendem Werthe. Der vorliegende Band bildet ein abgeschlossenes Ganzes; es wird indeß noch ein zweiter Band nachfolgen, in welchem das Kulturelle des Krieges ausführlich behandelt werden wird und an welchem die Generale Wille und Richter, Oberstleutnant von Bernhardt, ferner Professor Petisch, Wichers, Meibtreu, Wischo, Dr. Ahmann, Konfistorialrath Dr. Frommel u. a. als Mitarbeiter theilhaft sind.

Das neue Quartal der „Gartenlaube“ wird durch einen Roman „Die Lampe der Psyche“ von Ida Vogt eröffnet, dessen erste Kapitel gleich eine ungewöhnliche Spannung erwecken. Der Held ist der erste Kapellmeister einer deutschen Hofbühne, Dichter-Komponist im Geiste Richard Wagners; die Herzoginsoffizier, in die er geräth, stehen in enger Beziehung zu der Eigenart seines künstlerischen Berufes. Auch an belehrenden und unterhaltenden Aufsätzen wird sehr Interessantes geboten; Karl Müller-Nastatt begleitet uns auf einem Besuch in der alten Glockengießerei zu Laucha, die heute von den Enkeln des Meisters geleitet wird, bei dem ein Schüler die Studien machte, die er im Lied von der Glocke verwirklichte. Illustriert wie dieser Artikel sind Falkenhorts Mittheilungen aus der neueren gerichtsarztlichen Praxis „Das Haar als Zeuge vor Gericht“ und besonders reich die landschaftliche Studie von Roe über Madonna di Campiglio in den Trentinischen Alpen. Ein vorzügliches Kunftblatt behandelt eine Episode aus der Zeit der Freiheitskriege; Professor Sieffens begeistert in Breslau seine Zuhörer für die Erhebung von Arthur Kampf „Zwei Ehrentage eines deutschen Reiterregiments“ sind Gewandstücke von lebensvollen Bildern E. Hüntens. An ansprechenden Darstellungen aus dem Volks- und Familienleben ist eine reiche Auswahl geboten. Die künstlerische Ausstattung entspricht überhaupt in sehr hohem Grade ebenso sehr dem Charakter der Gartenlaube als deutlichem Familienblatt wie den Ansprüchen, die man heute an die Ausführung guter Holzschmitten zu stellen berechtigt ist.

Mit Anfang dieses Monats beginnt der zehnte Jahrgang von „Dies Blatt gehört der Hausfrau!“, Zeitschrift für die Angelegenheiten des Haushaltes, sowie für Mode- und Handarbeiten, jede Woche eine Nummer. Preis vierteljährlich Mk. 1.40, frei ins Haus. Verlag von Friedrich Schirmer, Berlin SW., Neuenburgerstraße 14a. Die Verlagshandlung hat es an besonderen Anstrengungen nicht fehlen lassen, um diesen Jubiläumsjahrgang ihren Abonnenten zu einem hervorragenden auszustatten.

Verantw. Redakteur: Dr. Walther Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Lohle Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.